

10. Sonntag im Jahreskreis B / 2015

Liebe Schwestern und Brüder!

Wenn am letzten Juni-Wochenende wieder viele Dülmener Gläubige zur Hardenberg-Wallfahrt aufbrechen, dann ist das Ziel der anstrengenden Unternehmung, in dem wuchtigen Mariendom von Neviges, letztlich ganz unscheinbar: das kleine unscheinbare Bild, auf Papier gedruckt, das Maria als „Immaculata“ zeigt – als die, die sich ganz auf das Kommende einlässt. Und zu ihren Füßen: Eine Schlange, die sie gerade zertritt. Aber nicht nur in Neviges, auch hier in der Gegend finden wir immer wieder Mariendarstellungen, auf denen die Mutter Jesu auf einer sich windenden Schlange steht. Sogar lebensgroß: die bronzene Immaculata, die bis 1945 auf einer Säule an der Kreuzkirche stand, jetzt in den Grünanlagen vor St. Viktor.

Die Schlange ist in der christlichen Kunst Sinnbild für alles „Kriecherische“ im Leben, für alles Unaufrichtige und Falsche.

In der heutigen (ersten) Lesung begegnete uns die Schlange, im Buch Genesis. Das Buch Genesis will berichten, wie der Mensch zu dem wurde, was er wurde. Es will keine historischen Daten bieten, sondern grundsätzliche Aussagen treffen darüber, wie der Mensch tickt.

Und der Mensch tickt so, dass er es fast instinktiv versteht, Schuld abzustreiten; dass er Verantwortung fast reflexartig auf andere abwälzt und er die anderen beschuldigt. Adam schiebt die Schuld auf Eva. Eva beschuldigt die Schlange (Gen 3,12ff.). Und die Schlange: Sie hat ja auch nicht direkt was Falsches gesagt. Sie hatte doch nur gefragt: „Hat Gott tatsächlich verboten ...?“ – Man wird ja wohl noch fragen dürfen!

So funktionieren wir allzu oft: im Privaten wie unter Kollegen und Verwandten, bis in die große Politik. Wenn es heikel wird, lehnen wir die Verantwortung kategorisch ab. Wir sind kreativ wenn es darum geht, Ausreden zu finden.

Eine etwas andere Variante, wie der Mensch tickt, wird im Evangelium von heute beschrieben: nämlich in die Offensive zu gehen; den anderen angreifen; öffentlich irgendwas in den Raum stellen, etwas wird schon hängen bleiben: „Er ist von Sinnen“ (Mk 3,21). Oder: „Er steckt mit einem Dämon unter einer Decke“ (Mk 3,22). Das geht sehr schnell: den anderen abzuwerten, ihn unter Verdacht stellen: „Der ist ja krank!“ – „Der spinnt doch.“ – „Der ist doch nicht ernst zu nehmen!“

- * Die eigene Verantwortung für das, was schief läuft, klein reden.
- * Die Lauterkeit und den Erfolg des anderen in Misskredit bringen.

Zwei Varianten desselben Dramas, das dahinter steht: Das Drama, dass wir vor der Wirklichkeit weglaufen. Denn der Mensch, der sich die Welt zurechtlegt, wie es gerade auskommt, kommt der Wahrheit des Lebens nicht auf die Spur.

Adam, so hörten wir in der Ersten Lesung, versteckt sich im Garten vor Gott! Welch eine Groteske: Der Mensch, von Gott als Gottes Ebenbild geschaffen, empfindet keine Vertrautheit mehr mit seinem Schöpfer, schämt sich vor ihm. – Nicht weniger grotesk und tragisch die Szene im Evangelium: Die Angehörigen Jesu, seine Verwandten, die doch mit Jesus vertraut sein sollten und ihn doch eigentlich von klein auf kennen – sie sind in Wahrheit so weit weg von ihm! Weil sie ihm nicht zuhören.

Die, die ihm aber zuhören, die nicht nur kritisch-distanziert bleiben, die sich auf seine Botschaft einlassen: Sie bilden die eigentliche Familie Jesu. Die Nähe Gottes, die der erste Mensch verloren hat – wir alle finden sie in Christus wieder! Und auch das Drama der Entfremdung zwischen Mann und Frau (in der Lesung) und zwischen Eltern / Verwandten und Kindern (im Evangelium) – es findet in der vertrauten Nähe zum Herrn seine Auflösung.

„Das sind meine Brüder, Schwester, Mutter“ – die bei mir sind! Die sich um mich scharen! Damals wie heute. Wir nennen diese Menschen „Kirche“, weil sie dem „kyrios“ (dem Herrn) anhängen. Und damals wie heute werden jene, die als „Kirche“ in dieser engen Vertrautheit mit dem Herrn leben müssen,

verspottet und verdächtigt, mit Hohn oder Polemik überzogen. Damals wie heute.

Menschen lehnen den Glauben und die Gläubigen ab, weil sie im Vordergründigen stehen bleiben und sich dann aufregen. Als Christen, die dem Herrn vertrauen, dürfen wir nicht nur auf das Sichtbare starren, sondern müssen das Unsichtbare erspüren. Wir dürfen nicht „wie alle Welt“ vordergründig bleiben, sondern sollten uns mühen tiefer zu sehen.

Erst dann sind wir echte Realisten. Weil wir die Realität anschauen, auch die eigene unbequeme Realität unseres Lebens, zu der immer auch Schuld und Schatten gehören. Der Christ, der sich dieser Realität stellt, schaut – anders als Adam – seine eigenen Grenzen und die eigene Nacktheit und Blöße an. Und er bemüht sich – anders als die Schriftgelehrten und die Verwandten Jesu – den Mitmenschen möglichst wohlwollend zu begegnen.

Der Christ muss die Wirklichkeit des Lebens weder schönreden noch muss er ständig lamentieren. Wir müssen weder alles „schwarz“ sehen noch ständig „rosarot“ verklären.

Der Christ stellt sich der Wirklichkeit. Zu dieser Wirklichkeit gehört der Andere. Der Andere ist dann nicht Objekt der Anschuldigung und Verdächtigung, sondern Hilfe zur Selbsterkenntnis.

Die Schlangen in der christlichen Kunst stehen in Zusammenhang zu Maria, also zu jener Frau – die „Ja“ gesagt hat, die vertrauen konnte, die zuversichtlich war. Sie zertritt die Schlange – dem Sinnbild der Unaufrichtigkeit, der Zwietracht, der Verneinung.

Mit dieser grundlegenden Haltung des „Bejahens“, die Maria uns vorlebt, kann Gott einen Neuanfang machen. Und dies nicht nur durch Maria, sondern durch jeden von uns, und dies jeden Tag.

Amen.